

Wahida, Zainab, Tony

Flüchtlingshilfe im staatlich verordneten Integrationskurs

Koschka Linkerhand

Die Deutschen brauchen ihre Flüchtlinge mehr als die Flüchtlinge die Deutschen, behauptete Tuvia Tenenbom im Jahr 2016. Für Österreich hat er keine Diagnose gestellt. Allerdings gleichen sich beide Länder in der Verwaltung von Geflüchteten, wozu nicht zuletzt Integrationskurse gehören, die neben Deutschkenntnissen auch hiesige Politik, Sitte und Alltagsgepflogenheiten vermitteln sollen.

Auf mich jedenfalls trifft Tenenboms Diagnose zu. Integrationskurse zu unterrichten, setzt mich in ein irgendwie handhabbares Verhältnis zur politischen Realität: Eine Sache, die ich zum Nutzen der Gestrandeten gut leisten kann, ist die Vermittlung deutscher Grammatik. Außerdem wird es nicht schlecht bezahlt.

Wahida

In meinem ersten Kurs lernte ich Wahida kennen. Wahida ist 42, Afghanin und hat, bevor sie vor zwei Jahren mit Mann und vier Kindern nach Deutschland kam, zwanzig Jahre im Iran gelebt. Jetzt wohnt sie in der ostdeutschen Kleinstadt Weißenberg, genauer, im Plattenbauviertel Südring, wozu sie nur sagt: Ist schön, ist gut, aber Teheran – zwölf Millionen, und jetzt Weißenberg.

Mir fiel erst nach einer Weile auf, dass ihr Kopftuch sehr locker sitzt, es lässt den Haaransatz frei und ist aus dünnem, geblütem Flatterstoff, ein rhetorisches Kopftuch sozusagen. Ihr Mann Farid, mit dem sie anfangs im selben Kurs war, erzählte einmal, sie seien evangelische Christen. Auf die neugierige Frage, warum sie dann ein Kopftuch trage, zuckt Wahida die Schultern und sagt nebenher: Kalt in Deutschland. Ich kann nur vermuten, wie stark der Anpassungsdruck, sich zu verschleiern, nach zwanzig Jahren im islamischen Regime noch ist – und wie stark er heute fortwirkt in der Weißenberger Community aus syrischen, afghanischen, somalischen und eritreischen Flüchtlingen, die deutlich muslimisch geprägt ist. Ich habe auch nicht herausgefunden, warum die Familie aus dem Iran weggegangen ist. Farid schüttelt nur den Kopf und sagt, nein, nicht gut im Iran.

Ich weiß nicht, wie Wahida und ihre Familie nach Deutschland gekommen sind. Mit persönlichen Fragen halte ich mich zurück, weil die Geschichten so arg sind: Ich möchte meine Schüler schonen und mich selbst. Das fängt an mit dem Thema Gestrandete. Als wir über Verkehrsmittel sprechen und ich Wörter wie Flugzeug, Zug, Schiff, Boot an die Tafel schreibe, lächelt der Kurs fast nachsichtig und sagt: Alle sind mit dem Boot gekommen. Altes Boot, kleines Boot, keine Toten, Alhamdulillah. Danach seien einige gelaufen, ein paar mit Bussen gefahren; einer erwähnt ein Fahrrad, auf dem er den Balkan durchquert habe. Eine Kursteilnehmerin zeigt ihre Hände: Sie seien bei München über die Grenze gelaufen, sie und ihr

Mann, an jeder Hand ein Kind. Ich kann nur mutmaßen, was die Leute, jeder für sich, hinter sich haben müssen und noch erleben – am eigenen Leib sowie durch ihre Verwandten und Freunde, die noch in der Heimat sind oder auf der Flucht. Aber nur wenige erzählen ab und zu von Fassbomben und der katastrophalen Versorgungslage in Ost-Ghouta oder den Angriffen auf Afrin; wenige äußern Hass auf Assad, Russland, die Türkei oder den Iran. Als im Lehrbuch das Wort *hassen* vorkam, schrieb ich es an die Tafel und fragte: Sagen Sie ein Beispiel – was hassen Sie?, und aus der letzten Reihe trompetete eine: Ich hasse die Taliban! Wahida gehörte zur Mehrheit, die den Kopf schüttelten und sagten, es sei falsch zu hassen. Es gab ein langes Hin und Her, bevor sie mit ihrer Familie aus der Gemeinschaftsunterkunft in den Südring gezogen war. Auf meine Frage, ob sie mit der neuen Wohnung zufrieden sei, nickte Wahida: Jede Person ein Zimmer! Ich dachte an Virginia Woolf und fragte voll Erwartung: Und Sie, haben Sie auch ein Zimmer für sich? Wahida schmunzelte und sagte: Nein, ich nein. Farid und ich – eine Person. Aber ist schön, ist gut.

Ich glaube, ich bin als Deutschlehrerin am richtigen Platz. Es ist das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz zu den Menschen, mit denen ich beruflich zu tun habe. Ich unterrichte und helfe meinen Kursteilnehmern mit dem unendlichen bürokratischen Zeug. Ich hege ihnen gegenüber ein sozialarbeiterisches Mitgefühl und sozialarbeiterische Sympathie: eine Art verdinglichte Nächstenliebe, mit der ich nicht nur gut leben kann, sondern die mir auch viel gibt. Aber es ist ganz klar die Sprachvermittlung, weswegen ich mit ihnen zusammenkomme und wofür ich bezahlt werde. Wie gut, dass mein Aufgabengebiet umgrenzt ist, dass mein Engagement zum Wohle von Flüchtlingen die Form der Lohnarbeit hat, nicht des Ehrenamts, das nach allen Seiten hin ausfranst und ständig neue Grenzsetzungen erfordern würde. Zwanzig Wochenstunden, mehr nicht. Davon und damit kann ich gut leben.

Auch für meine Schüler sind die täglichen vier Stunden Deutschunterricht vielleicht der greifbarste Rahmen, den sie in ihrem deutschen Alltag haben. Das Jobcenter (das dem österreichischen Arbeitsmarktservice entspricht) verdonnert sie dazu. Folglich bin ich, mit meinen Anwesenheitslisten und meinen Mahnreden, den großen Abschlusstest betreffend, so etwas wie der verlängerte Arm des Jobcenters – und für viele Kursteilnehmer zugleich die erste Deutsche, mit der sie intensiver zu tun haben. In verschiedenen Stadien seelischer und manchmal auch körperlicher Beschädigung kommen sie zum Kurs, unterm Arm ihr Lehrbuch mit fröhlichen blonden Menschen darauf; und ich schimpfe über vergessene Hausaufgaben und lobe richtig gebaute Sätze und frage, ob es mit dem Internetanschluss geklappt hat; und genieße die Freundlichkeit und Dankbarkeit für „meine Lehrerin Tony“, die sich teils in buttertriefenden Leckereien äußert.

Wenn ich dann nach Hause fahre, fühle ich mich ein Stück weit befreit von der politischen Verantwortung für diese grässliche Welt. Ich habe mein Scherflein beigetragen und mein Herz von allzu persönlicher Verwicklung freigehalten. Schnitt; der Rest des Tages kann beginnen. Am liebsten würde ich gar nicht viel über meine Lehrtätigkeit schreiben, weil sie ja Lohnarbeit ist: die wirtschaftliche Grundlage für mein Schreiben, nicht dessen Anlass und Gegenstand. Und ich brauche den

starken Schnitt zwischen Lohnarbeit und Literatur, um nicht nur mein Herz, sondern auch einen Teil meines Kopfes fürs Schreiben frei zu halten.

Lesen und Denken und Schreiben erfordern eine distanzierte, beobachtende Position gegenüber dem Leben als solchem. Ich kann es auf die Dauer nicht haben, wenn zu viel Leben stattfindet. Wenn ich mir das Vermögen erhalten will, intensiv zu erleben und sorgfältig zu denken, um darüber zu schreiben, braucht es, grob gerechnet, mindestens noch einmal so viel Meta-Leben wie Leben. Wie kriegt man das hin, wenn unterm Gesichtspunkt aktuellen menschlichen Leidens alles Schreiben und Lesen und Vor-sich-hin-Denken wie unterlassene Hilfeleistung anmutet? Wenn das Leben in Form der Lohnarbeitsrealität überhandnimmt und meine Weißenberger Erlebnisse mir zu nahe gehen, kommen sie nicht umhin, Anlass und Gegenstand meines Schreibens zu sein. Das geschieht aber auch, wenn es lustige Erlebnisse sind und ich vergnügt den Bus nach Hause besteige. Letzteres war an dem Tag der Fall, als die Frage „Was sind Ihre Hobbys?“ die anmutige Aufzählung hervorgebracht hatte: Koran, Fitness, Shakira, Kurdistan, Gazellen jagen. Eine solche Aufzählung dreht sich in meinem Kopf und formt sich zur Blognotiz und zum Anekdotchen für Freundinnen, und ich lache vor mich hin, angetan vom Reiz des Anderen. Gleichzeitig muss ich durchdenken und formulieren, was manchmal bitter ist: dass auch ich für meine Schüler *die Andere* bin, die alleinstehende Frau aus der fernen Großstadt, Tony mit ihrer Herrenfrisur und ihrem hochgezogenen Knie am Lehrertisch, die von ihren Katzen spricht, als wären es Kinder. Ich weiß, dass sie mir gegenüber eine bestimmte Maske nicht ablegen und mir nach dem Mund reden, wenn sie nicken, natürlich sei es verboten, Kinder zu schlagen. Und dabei wissen sie nicht, dass ich lesbisch bin und den Staat Israel für eine gute Sache halte. Dass ich beide Themen meide, ist *meine* Maske der Vorsicht und des Misstrauens.

Hingegen Wahida: Sie will nichts so sehr wie ein normales Leben mit schöner Wohnung, Klassenfahrten für die Kinder und einem Job im Supermarkt. Sie scheint zu ahnen, dass Farid, Mitte fünfzig und ein eher behäbiger Typ – ehemaliger Laborant, wenn ich es richtig verstanden habe –, beruflich vielleicht nicht wieder Fuß fassen wird. Manchmal fragt sie mich im Vertrauen: Farid – ist gut? Nicht gut? Wahida selbst ist energiegeladener und voll Anteilnahme gegenüber Lehrkräften und den anderen Teilnehmern; und auch im Gespräch mit ihren meist arabischsprachigen Mitschülern kämpft sie sich so beflissen wie notgedrungen durchs Deutsche. Gleich in der ersten Stunde fragte sie, noch halb pantomimisch, wie sie ihren Nachbarn nach dem Befinden seiner kranken Mutter fragen könne. Ich übte mit ihr die Wendung „Wie geht es Ihrer Mutter?“, und als ich mich ein paar Tage später erkundigte, wie das Gespräch gelaufen war, sprach Wahida mit lebhaften Gesten des Bedauerns: Tut, tut! Alles tut! – und ich kapierte erst nicht, dass die alte Dame gestorben war. Wahida und Farid sind dann sogar zur Beerdigung gegangen.

Ich habe lange nicht bemerkt, dass Wahida das Deutschlernen auch deshalb so schwerfällt, weil sie nicht richtig lesen kann. Wochenlang saß sie mit Farid über das gemeinsame Lehrbuch gebeugt, der seinerseits im Lückentext mehr mit Glückstreffern punktete als mit Lernerfolgen, und beider Zeigefinger und Bleistiftspitzen hielten ängstlich die Zeile fest. Wahida stand der Schweiß auf der Stirn und Farid nickte zu jeder Frage und rückte an seiner silbernen Brille. Viele meiner

Aufgabenstellungen zogen lautes panisches Flüstern vonseiten des Ehepaars nach sich; und allzu oft gab Farids Bleistift nachdrücklich die Antwort vor. Wie bei den meisten Paaren, mit denen ich zu tun habe, ist bei ihnen der Mann für alles Schriftliche zuständig. Dass Farid fließend Persisch lesen und schreiben kann, bewundert Wahida sehr – umso anrührender, als auch Farids Kampf um die deutsche Sprache kein leichter ist. Einmal sagte er so gravitatisch, dass ich zwischen Lachen und Scham schwankte: Mein Lieblingsbuch ist das Deutschbuch; und Wahida nickte, ja, das Deutschbuch!

Sie war eine von insgesamt drei Frauen in diesem Kurs, und so war es ohnehin eine Kavalierssache, dass ein Großteil der restlichen Teilnehmer ihr die richtige Antwort entgegenrief, -flüsterte und -zischte. Einmal hat Wahida mir anvertraut, dass sie schlimmes Herzklopfen und Augenzucken bekomme, wenn ich sie aufrufe; das traf mich sehr.

Als immer klarer wurde, dass sie den Stoff nicht recht bewältigen kann, habe ich mir aus den langen, immer neuen Gesprächsversuchen mit Wahida und Farid, die für alle Beteiligten etwas mühevoll waren, diesen Gang der Dinge zusammengesetzt: Wahida ist nicht zur Schule gegangen. Der Weg zur Mädchenschule, die sie anfangs besuchte, war nicht sicher; deshalb behielten die Eltern Wahida und ihre sieben Schwestern lieber zu Hause. Die arabischen Buchstaben hat sie sich aus den Heften und Büchern ihrer Brüder selbst beigebracht. Dass die lateinischen Buchstaben und das Lesen von Sätzen und kleinen Texten völlig neu für sie sind, scheint im Einstufungstest nicht aufgefallen zu sein.

Kurze Zeit später kam ein neuer Alphabetisierungskurs zustande und Wahida konnte dorthin wechseln. Strahlend marschierte sie mit ihrem ABC-Buch zum neuen Kurs, wo sie nun in der ersten Reihe sitzt und absolutes Engagement fordert – von ihrer Lehrerin wie von den anderen Teilnehmern. Die Kollegin, die den Alphakurs unterrichtet, erzählt, wenn zu viel geschwätzt und Unsinn getrieben wird, drehe Wahida sich um und sage gebieterisch: Wir lernen hier!

In der Pause kommt sie oft zu mir und wir schütteln einander die Hände. Ist Ihr Kurs gut, Wahida? – Ja, ist gut. Aber schwer, schwer!

Manchmal wirkt sie erschöpft: Es seien doch sehr viele Treppen bis zur neuen Wohnung im vierten Stock. Und Farid sagt, oh, Wahida immer lernen, Deutschbuch, Fernsehen, Frauencafé, ganzen Tag! Aber schwer, sehr schwer. – Die neue Lehrerin möge sie im Unterricht häufiger aufrufen, damit sie besser lerne. Sie wäre so gerne bald Verkäuferin im Supermarkt.

Zainab

Neben Wahida gibt es Zainab, die mich beschäftigt, Zainab, die mit ihrem Mann bei München über die Grenze gelaufen ist, an jeder Hand ein Kind.

Das Erste, was ich über Zainab erfuhr, waren die fassungslosen Worte meines Vorgesetzten: Die ist 24, und ihr ältestes Kind ist elf. Dass Zainab mit zwölf, maximal dreizehn Jahren verheiratet wurde, ist eine Tatsache, über die ich dauerhaft nicht hinwegkomme. Sie sitzt in meinem Hinterkopf und begleitet alle Erlebnisse, die ich mit Zainab habe, und alles Nachdenken über sie.

Zainab kommt nicht, wie ich zuerst vermutet habe, aus einer armen ländlichen Gegend, in der es keine anderen Versorgungsmöglichkeiten für Töchter gegeben hätte, sondern aus Damaskus – derselben Stadt, in der ihre Banknachbarin Jura studiert und ein anderer Teilnehmer ausgezeichnet Englisch gelernt hat: ebenfalls an der Uni und motiviert durch seine Begeisterung für die Sängerin Adele.

Die Gleichzeitigkeit von Moderne und religiös-traditionalistischer Antimoderne, die es in der syrischen Vorkriegsgesellschaft anscheinend gegeben hat, finde ich nicht leicht zu verstehen. Beispielsweise ist es verboten, Kinder zu schlagen (sofern es nicht die eigenen sind) – und doch erzählen sie, alle seien sie in der Schule geschlagen worden, für Aufmüpfigkeit und bloßes Unwissen und systematisch auf die vorderen Fingerglieder. Ähnlich verwirrend waren die Reaktionen, als ich das Wort *Kneipe* erklärte. Einige riefen: Nicht in Syrien! Niemand trinkt Alkohol! Alkohol ist nicht Islam! Andere winkten ab: Doch, doch, sie trinken Alkohol, Männer und Frauen, normal.

Letztere Stimmen sind allerdings in der Minderzahl. Es gibt, das ist mein Eindruck, so etwas wie einen islamischen Konsens, dem öffentlich kaum jemand widerspricht, während die private Auslegung bei vielen dann doch etwas freier ist; und die paar Christen und Atheisten treten kaum als solche in Erscheinung. Besonders deutlich wird das im Ramadan. Ich staune, wie sehr meine Schüler darüber staunen, dass sie als Betende und Fastende plötzlich in der gesellschaftlichen Minderheit sind; und dass es für Irritationen sorgt, wenn sie Abwesenheiten, verpasste Termine und nicht gemachte Hausaufgaben damit begründen, dass sie aus religiösen Gründen einen geschlagenen Monat lang ihre körperlichen Grundbedürfnisse vernachlässigen. Nach drei Wochen Ramadan stehen auch wieder Tassen in der Spüle, und ein älterer, kurdischer Teilnehmer erklärt mir ausführlich seine verschiedenen Zipperlein, die ihn vom Fasten abhalten, holt sich eine Zigarette aus der Hemdtasche und wandert hinaus auf die sonnige, gottverlassene Terrasse. Mein Vorgesetzter, der schnell fassungslos ist, meint, die muslimische Janusköpfigkeit erinnere ihn an die DDR.

Zainab aber, scheint es, steht vollen Herzens hinter dem Ramadan und hinter Allah. Im Unterricht fallen ihr fast die Augen zu, weil sie trotz Hunger und Durst nach dem Unterricht nicht ruhen und sinnieren kann wie die Männer, sondern das abendliche Festmahl zubereiten muss; deshalb macht sie ihre Hausaufgaben in fliegender Hast noch im Kursraum. Trotz der Mühen, die damit besonders für die Frauen verbunden sind, hält sie ihrer strengen Religiosität die Stange. Sie klagt zuweilen und hat schlechte Laune; aber islamische Richtlinien bleiben doch so selbstverständlich wie der Deutschkurs, an dem sie eifrig und pflichtbewusst teilnimmt. In der Pause höre ich mit halbem Ohr auf Zainabs Gespräch mit einer afghanischen Kursteilnehmerin und bin stolz auf Zainabs Sätze – bis klar wird, dass die beiden über Wahidas unverschleierte Töchter tratschen. Zainab selbst trägt natürlich ein Kopftuch, ein strenges mit Untertuch, aber es ist pink oder türkis und Teil eines täglich neu kombinierten Farbensembles mit langärmeligen Kleidern, Hosens, bunten Ballerinas und Lidschatten.

Einmal proklamierte ein Teilnehmer, der mit mangelnder Affektkontrolle zu kämpfen hat, mitten im Unterricht: Es gibt keinen Gott außer Allah – richtig?

Ja, der Satz ist richtig, mit Akkusativ. Aber das ist verschieden, *ich* sage zum Beispiel: Es gibt keinen Gott.

Abdullah sieht mich entgeistert an, ein Anderer ruft spontan: Nicht gut! Abdullah sammelt sich: Warum sind in Europa viele Menschen, die Gott verloren haben?

Alle Menschen streben nach Allah, sagt Zainab über ihr Handy hinweg, wo sie, vermute ich, das Verb nachgeschlagen hat. Ihre Stirn ist gerunzelt wie immer, wenn sie nicht mit mir einverstanden ist.

Als ich Zainab schon eine Weile kannte und sie mir nach dem Unterricht Kinderfotos zeigte, habe ich sie nach ihrer frühen Eheschließung gefragt, stotternd und mit schwitzigen Händen: Sagen Sie – wollten Sie so früh heiraten? Sie schüttelte den Kopf: Nein. Sie komme aus einer konservativen Familie, in der der Vater drei Ehefrauen hatte, und sie wollte zwar nicht heiraten, aber weg von zu Hause.

In Syrien liegt das offizielle Heiratsalter für Frauen bei siebzehn, für Männer bei achtzehn Jahren – aber Zainabs Beispiel hat mir gezeigt, dass diese Gesetzgebung wohl schon vor dem Krieg relativ abgekoppelt von der sozialen Realität existierte. Der Staat reicht nicht in diese privaten Angelegenheiten herein; umso wichtiger sind familiäre Verhältnisse. Im Kurs betonte ich, dass das Heiratsalter in Deutschland ebenfalls bei achtzehn liege und nicht unterschritten werden dürfe; wie das in Syrien möglich gewesen sei? Und Zainab lächelt und reibt die Finger der linken Hand aneinander, das internationale Zeichen für den kleinen Geldfluss, der vieles möglich macht. Zu beachten ist dabei, dass Zainab, wie viele Frauen in den Kursen, kein eigenes Konto hat, ja nicht einmal Zugriff auf das Konto ihres Mannes. Auf meine Verwunderung, die sich nicht verbergen lässt, sagt sie fast trotzig: Mein Mann gibt mir alles Geld, für Essen, für Einkaufen.

Was mich an Zainab beschäftigt, ist generell die Tatsache, dass sie ihre Lebensumstände, die doch objektiv beschissen sind, nicht ganztägig bejammert und verflucht. Sie spricht genervt, aber auch mit Wärme und Stolz von ihren vier Kindern, allesamt Mädchen. Das schließt nicht aus, dass sie gern einmal ohne Familie Urlaub machen würde: in Hamburg, sagt sie, und sie würde in einem Zelt schlafen, weil das billiger wäre, und auf der Straße tanzen ... Dann lacht sie über diese unmögliche Vorstellung.

Zainab ist nach der sechsten Klasse von der Schule abgegangen, um zu heiraten. Wie Wahida fällt ihr der Deutschkurs nicht leicht – obwohl sie kaum einen Tag fehlt und die Ungerechtigkeit, dass viel Lernen nicht immer zum Erfolg führt, ihr schwer zu schaffen macht. Seit wir das deutsche Notensystem besprochen haben, will sie Noten von mir haben, Einser natürlich, und ist verzweifelt, wenn es nur zu einer Vier gereicht hat.

Zainab ist eine sehr präzente Kursteilnehmerin, ihre wechselnden Stimmungen schwappen leicht auf die Anderen über. Nach einer Weile einigten wir uns auf die Regel „Der Kurs spricht achtzig Prozent Deutsch“ – nach zähen Verhandlungen, die besonders von den persisch- und somalischsprachigen Schülern unterstützt

wurden. Zainab weigerte sich, die Abmachung zu unterschreiben. Zu gern führt sie lange und emotionsgeladene Reden auf Arabisch, vermutlich des Inhalts, dass ja kein Mensch verstehe, was die Lehrerin – ich – da Komisches erkläre. Wenn ich sie dann bitte, mir ihr Problem zu erläutern, lehnt sich Zainab zurück, verschränkt die Arme und schaut mich finster an: Ich verstehe nicht. Manchmal legt sie auch den Kopf auf die Arme und reagiert nicht mehr. Dann sehe ich in ihr die überforderte Zwölfjährige, die von der Schule gegangen ist. Die Anforderungen, die die zwölfjährige, vierundzwanzigjährige Zainab an mich stellt, berühren und ärgern mich.

Ein andermal spielte ich Hildegard Knefs *Für mich soll's rote Rosen regnen* und gab die schriftliche Aufgabe: Was wollten Sie mit sechzehn Jahren? Und wieder weigerte sich Zainab. Auf meine Frage, ob sie die Aufgabe verstanden habe, sagte sie unwillig, sie wisse nicht, was sie schreiben solle, mit sechzehn habe sie zwei kleine Kinder gehabt.

Einmal schnitt sie bei einem kleinen Test schlecht ab und tupfte sich mit einem Taschentuch im Gesicht herum, um die Tränen zu trocknen, ohne dabei das Make-up zu beschädigen. Nach dem Unterricht ging ich zu ihr und wiederholte, dass es kein Problem sei, einmal nicht gut verstanden zu haben; das ginge allen so und wir würden die Grammatik am nächsten Tag wiederholen. Zainab sah mich anklagend an: Ich lerne jeden Tag. Bitte, sehen Sie. – Und sie zeigte mir die verschiedenen Deutschlern-Apps auf ihrem Handy. Ich sah ihr Hintergrundbild: ein Zainab-Selfie, die freie Hand im wallenden braunen Haar, und mit einem Gesichtsausdruck auf der Grenze zwischen naiv und lasziv.

Auf der anderen Seite wirkt sie lebenslustig und ist leicht zum Lachen zu bringen; manchmal muss ich mich bremsen, es nicht allzu sehr zum Ziel meines Unterrichts zu machen, Zainab bei Laune zu halten. Ab und zu spreche ich arabische, persische und somalische Übersetzungen nach, die die Teilnehmer einander zurufen. Es dient der Relativierung, dass ich natürlich nur im Deutschen die einzige kompetente Sprecherin im Raum bin; und es dient der Auflockerung, wenn die Anderen dann über meine falsche Aussprache lachen und mir auf die Schnelle Kehllaute beibringen wollen. Zainab würdigt diese Einlagen mit heller Freude und legt sich dabei vergnügt die Hand vor den Mund. – Eines Tages hält es Abdullah nicht mehr an seinem Platz, er springt auf und beginnt, das arabische Alphabet an die Tafel zu schreiben. Sagen Sie bitte: alif, ba, ta ... Ich lasse mich darauf ein, und Zainab kichert spitz und nicht unfreundlich, als ich alles durcheinanderbringe.

Nachrichten schaut sie nicht. Wenn ich den Kurs auffordere, sich bis morgen die Tagesschau anzusehen und ein paar Notizen zu machen, wehrt Zainab mit beiden Händen ab; schlecht, immer schlecht, sagt sie. Weil sie Zainab ist, ignoriert sie dann meine Hausaufgaben als Zumutung.

Tony

Vor Zainab und Wahida, an der von Grammatikregeln gerahmten Tafel, steht also Tony. Tony ist 32 und unterrichtet seit anderthalb Jahren Integrationskurse in Weißenberg, dessen Bürger sich nur sehr langsam damit abfinden, dass es unter ihnen jetzt Menschen mit anderer Hautfarbe, anderer Kleidung und anderen Muttersprachen gibt. Manchmal braucht es laut gestellte Kopfhörer und geschlossene Augen, um die tägliche Busfahrt nach Weißenberg und zurück zu bewältigen. Einmal hat sich Tony eingemischt, als Fahrkartenkontrolleure zu fürchterlich mit einem schwarzen Fahrgast umgingen, sich gar körperlich an ihm vergriffen; einmal ist sie mit einem Kursteilnehmer, dem Ähnliches passiert war, zur Opferberatung gegangen. Meistens aber weigert sie sich die ganze Heimfahrt über, die Augen zu öffnen oder sie von ihrem Buch zu erheben, und denkt: Für heute bin ich fertig mit der Integration.

Während sie nach Hause fährt, schrumpfen Wahida, Zainab und die Anderen zu Tagesresten in Tonys Kopf, umso blasser, je mehr sie sich ihrem Leben in der Großstadt nähert, ihrer ruhigen Wohnung mit den Büchern und den Katzen, den Freundinnen. Schnitt, Schnitt. Und doch: Tony ist gezeichnet von ihrer Berührung. Wie könnte sie nach anderthalb Jahren in Weißenberg Texte schreiben, die nicht im weitesten Sinn von der Begegnung mit Wahida und Zainab beeinflusst wären, wie könnte sie feministisch denken, ohne dass ihr deren Lebensrealität in den Sinn käme? Die Unterschiede zwischen diesen Frauen und Tonys eigener ehe-, kinder- und gottloser Existenz quietschen und kreischen, wollen bearbeitet und begriffen werden, *müssen* begriffen werden. Für Tony handelt es sich dabei um eine politische wie auch literarische Notwendigkeit.

Andererseits: Frauen wie Zainab und Wahida wurden von den politischen Zeitläuften, in ihrer religiösen und kulturellen Erziehung, von ihren Müttern, Vätern, Männern und Kindern tausend Mal zum Objekt fremden Handelns gemacht, ohne gefragt zu werden. Lässt es sich verantworten, sie erneut zu Bildern festzuzurren, exemplarischen Bildern von Flüchtlingsfrauen – seien sie noch so differenziert gezeichnet und von humanistischer und feministischer Solidarität unterlegt? Wie kann man der Geschichte und dem Leben dieser Frauen gerecht werden, die noch weit davon entfernt sind, einen komplexen deutschsprachigen Text zu verstehen und gegebenenfalls Einspruch zu erheben?

Während Tony nach der richtigen Form sucht, um über Zainab und Wahida zu schreiben, fällt ihr eine Szene aus dem Tunesien-Urlaub ihrer Kindheit ein. Tony und ihr Vater waren durch Kairouan spaziert und hatten unter deutschsprachiger Führung einen Basar, eine Teppichfabrik, magere Esel, magere Katzen und verschleierte Frauen besichtigt. Tony bückte sich zu einer Katze, die um ihre Beine strich, und zerfloss vor Mitleid. Die Tiere waren arm dran, die Menschen auch; trotzdem sollte man Haltung bewahren und überdies Urlaub machen. Einem Blumenverkäufer in Tonys Alter gab ihr Vater etwas Geld, damit er sich mit den Blumen und mit Tony fotografieren ließ.

Dann sagte der Reiseführer, man solle hier keine Menschen fotografieren, weil die Leute Angst hätten, dass die Kamera ihnen die Seele raubt. Tony, neun Jahre alt, fand den Gedanken der fotografisch abgezogenen Seele unheimlich, später bescheuert. An den fertig entwickelten Urlaubsfotos hingen keine Seelen. Es war davon auszugehen, dass die Leute, die ihr Vater abgelichtet hatte, nach wie vor intakt in Kairouan lebten. Sie waren nicht davon beeinträchtigt, dass sie im Format 9 mal 13 Zentimeter in einem gestreiften Album kleben, auf dem *Tunesien 1994* steht. Das Foto mit dem Blumenverkäufer zeigt zwei verhalten lächelnde Kinder. Der tunesische Junge ist zweifellos ein hübsches Motiv: in seiner kindlichen Magerkeit und der weißgoldenen Weste, die die Bräune seiner Haut kontrastiert. Tony hat sich vor dem Jungen geschämt, der vielleicht nicht zur Schule ging, weil er vormittags in einer golden bestickten Faschingsweste Blumen an Touristen verkaufen musste. Ob sie selbst gern mit ihm fotografiert werden wollte, war keine Frage gewesen.

War sie, Tony, nach diesem Bild intakt?

Zwei Frauen leben in einer ostdeutschen Kleinstadt. Sie sind aus Syrien, aus Afghanistan und dem Iran geflüchtet, und ich habe sie Wahida und Zainab genannt.

In: wespennest. zeitschrift für brauchbare texte und bilder #175.

Wien, November 2018